

sogenannten falschen Waldemar auftritt — ein Standpunkt, den er durch eine sehr gründliche Beweisführung motivirt. Größeres Aufsehen erregten die vorher erschienenen „Luitpold's“, und zwar nicht sowohl durch ihren Inhalt, als auch durch die Form. Es ist einer der merkwürdigsten Zeitabschnitte in der brandenburgischen Geschichte, den der Verfasser uns in lebensfrischen Farben vor Augen führt, und zu der gründlichen Urkundenforschung gestellt sich hier die dichterische Gestaltungskraft.

Klöden verwahrt sich zwar gegen die Auffassung dieses Werkes als Roman; aber wir glauben mit unserem Urtheil nicht zu irren, daß er einer der Ersten war, der die auf englischem Boden entstandene Form des historischen Romans auf mairischen Boden verpflanzte. Allerdings nicht in bloßer Copie, denn seine Arbeit ist fast einzig in ihrer Art: sie repräsentirt ein Mittelglied zwischen streng geschichtlicher Darstellung und historischem Roman. Während Walter Scott nur seine Charaktere der Geschichte entlehnt hat und alle Nebenumstände ein freies Gebilde der Phantasie sind, hat Klöden seine einzige Urkunde unbenutzt gelassen. Nicht nach Art brauner Schriftsteller verwarf er dies und jenes Dokument, das nicht passend in das Gefüge seines Werkes schien, sondern nur da ließ er seine Phantasie ergänzend walten, wo die urkundliche Uebersieferung ihn absolut verließ. Aber selbst an diesen Stellen sind die Ereignisse dem Geist der Zeiten, in denen sie spielen, so entsprechend dargestellt, daß man kaum die Grenze zwischen geschichtlicher Wahrheit und Dichtung erkennt. Eine ähnliche Bearbeitungsform des historischen Stoffes bietet uns vielleicht nur noch Victor Schöffel in seinem „Eckehard“.

Der Einfluß, den die „Luitpold's“ bei ihrem Erscheinen ausübten, war groß. Von Alt und Jung mit gleicher Begeisterung gelesen, fanden sie eine dramatische Bearbeitung durch den geistreichen Schriftsteller Berlin's Louis Schneider. Abschredend verhielten sich nur einige Historiker von Fach, wie Leopold von Ranke, welcher in seiner „Geneſis des Preußischen Staats“ (S. 67) sagt: „Leider hat Klöden in seinem Buche die Geschichte mit Roman verjezt. Er besaß Talent für beides; er verstand Urkunden zu lesen und mit trefflicher Vokalkenntniß zu kombiniren. In den Abschnitten, die Romane sind, hat er Scenen, die kein Walter Scott hätte besser erfinden können; aber die Verbindung von beiden ist unglücklich.“

Wie dem auch sein mag, wir wüßten Demjenigen, welcher sich für mairische Geschichte interessiert und sie kennen lernen will, kein besseres Werk als eben dieses zu empfehlen. Zum Einkleinungsstudium mindestens ist es vortreflich und kann den besten Ereignissen des Mittelalters an die Seite gestellt werden.

Uebrigens theilte auch Klöden bei seinen geschichtlichen Forschungen mit so manchem Historiker, welcher nach Wahrheit strebt und für seine Meinung eintritt, das Schicksal, diese vertheidigen zu müssen. Er hatte keinen geringeren Gegner, als unseren verdienstvollen Jüdicin, den jetzigen Senior der Berliner Geschichtsschreiber. Die Polemik bietet viel Charakteristisches für die Darstellungsweise der beiden ausgezeichneten Männer. Klöden ist der geistvolle, mit wahrhafter Divinationsgabe in dem Urkundenlesen begabte Schriftsteller, welcher da, wo die Uebersieferungen Lücken lassen, mit schäpferischem Geist fähne Brücken schlägt und das Dunkel durch indirekte Schlüsse bis zum Wahrcheinlichen aufzuklären sucht — den Leser hinreichend und für sich gewinnend. Jüdicin dagegen tritt als der strenge Forscher auf, welcher weniger durch die Darstellung wirkt, aber durch gewissenhaftes Festhalten an der Hand des Uebersieferers und durch streng logische Beweisführung sich hervorthat. Grundsätzlich leistet er Verzicht auf jede Vermuthung und Wahrscheinlichkeit. Veranlassung zu der Kontroverse gab die Entsehung der Städte Berlin und Kölln. Klöden suchte den Nachweis zu führen, daß Berlin schon um das Jahr 960, von Magdeburg aus, als eine deutsche Handelskolonie angelegt sei — eine Behauptung, der Jüdicin Schritt für Schritt entgegentrat. Die übrigens nicht vollständig entschiedene Polemik konnte der Geschichtsforschung nur nützlich und förderlich sein.

Verfolgen wir nun den weiteren Lebenslauf unseres Klöden, so bewahrt sich auch bei ihm das Goethe'sche Wort: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle.“ Der Lohn für seine Mühen wurde ihm im reichsten Maße zu Theil. Ueberall Anerkennung und kaum einen einzigen Tadler findend, bewahrte er bis zu seinem Lebensende die lebenswürdigen Seiten seines Charakters, Freundlichkeit und Humanität; diese namentlich gegen Bedürftige, da er nie vergaß, aus welchen Verhältnissen er selbst emporgekliegen.

Wenige Jahre vor seinem Tode hatte Klöden die Freude, daß sein König ihm den Adel wieder verlieh, den einst sein Vater aufgegeben.

Zahlreiche wissenschaftliche und polytechnische Vereine ernannten ihn zu ihrem Ehrenmitglied. Die philosophische Fakultät der Berliner Universität verlieh ihm 1846, in seinem 60. Lebensjahre, den Dokortitel honoris causa — ein für diesen akademischen Grad allerdings seltenes Alter.

Kränklichkeit veranlaßte Klöden, die ihm durch 31 Jahre treuer Pflichterfüllung unendlich lieb gewordene Stellung an der Gewerbeschule aufzugeben und um seinen Abschied zu bitten. Am 22. September 1855 wurde ihm derselbe bewilligt, und der Dank seiner Behörden sowie seiner Mitbürger folgte ihm.

Aber auch jetzt gab Klöden die wissenschaftliche Thätigkeit nicht auf; als er am 9. Januar 1856 im Kreise seiner Freunde verschied, lagen auf seinem Schreibtisch die jüngst erst begonnenen Werke „Geschichte der Brandenburgischen Forstungen“ und die des „Geistlichen Gesanges“.

Klöden's Gebeine ruhen auf dem Luisenstädtischen Kirchhof. Kein Schind, kein Denkmal bezeichnet die Stätte, die einen der größten Bürger Berlins birgt. Ein einfacher Stein, den einst liebende Hand auf das jezt mit Erheu aberwachsene Grab gesetzt, trägt nur den Namen des Todten, seinen Geburts- und Sterbetag. Allerdings bedarf es auf diesem Stein keiner pomphaften Titel, die der Welt verkündigen, wer Klöden gewesen; in den Herzen hat er sich ein Denkmal gesetzt, dauernder denn Erz. Aber sollte es nicht eine Pflicht für uns sein, auch äußerlich diese Pietät zu bekunden? Berlin, an Denkmälern so reich, sollte auch den verdienstvollen Forscher seiner Geschichte nicht vernachlässigen! Ein Denkmal, wenn auch nur vergänglich und geringer Art, habe ich nach meinen Kräften den Manen des Mannes mit dieser allerdings